Der Liebling eines Landes

Autor(en): **Stewart, Irving**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **42 (1938-1939)**

Heft 5

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-662900

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

In der Dichtung läuten die Dompfaffen, irgendwo quarrt eine Krähe, und unsichtbare Zeisigflüge zwitschern über mich fort.

Dichter fällt der Schnee, immer unsichtiger wird die Luft. Morgen werde ich eine schöne Reue haben und die Sauen gut spüren können. Darum steige ich in guter Laune von der Pürschwarte herab. Bescherte sie mir auch heute keine Beute, so ließ sie mich doch allerlei buntes Leben sehen.

Wintertrole.

Wie sind die Stöck voll Trube!
Es isch e wahri Freud.
Nei lueg, wie jedes Schößli
Sin schwere Säge treid!
Nu do hangt na es Trübli,
Grasgrüen und munzig chli.
Uf dünne, lahme Beine
Hinkt's trurig hinedri.
E Wintertrole!

Sie häd kä Liecht und Sunne,
Kä chummlis Plätzli gha,
Dur Sturm und Räge müese,
Es frürt sie eister na.
Käs Färbli uf de Bagge,
Es Herz so hert wie Stei.
De Wibur rümpft si Nase:
Nei, derig wott i kei,
So Wintertrole!

En gäche Rai sei 's Läbe,
So häds scho öppe tönt.
Und mir, si mir nüd d' Räbe,
Wo guete Bode wänd,
Und Liebi, Liecht und Sunne?
Isch eis an Schatte cho,
Es stahd, wänn's gilt, im Wümmet,
Mit leere Hände do,
E Wintertrole!

Ernst Eschmann.

Der Liebling eines Landes.

Von Irving Stewart.

Ich war damals in Nome, Alaska, und flog für eine Lachs-Konservenfabrik. Meine Aufgabe war es, Material, Maschinenteile und Proviant während des Winters im Flugzeug hinzuschaffen, damit im Frühjahr, wenn die Lachse stromaufwärts ziehen, die im Herbst abgebrannte Fabrik fertig werde.

Epidemie in einer Eskimosiedlung.

Eines Morgens um sechs Uhr, es war noch stockdunkel, hämmerte jemand an meine Türe. Es war Craigh vom Health Service.

„Stewart," sagte er, „Sie und Ihr Flugzeug müssen uns helfen. Können Sie Miß Keaton nach Shishmaref fliegen? Dort ist eine Epidemie unter den Eskimos ausgebrochen."

Ich blickte auf das Thermometer vor dem Fenster. Es hatte 70 Grad Farenheit unter Null. Dann zeigte mir Craigh, wo sich die Eskimosiedlung befand, nämlich am andern Ende der Seward-Halbinsel, dort wo die Beringstraße und das Nördliche Eismeer zusammenstoßen, sozusagen gegenüber von Sibirien, 150 Meilen von Nome. Schon im Sommer ist es nicht leicht, dorthin zu kommen, und im Winter braucht man im Hundeschlitten mindestens fünf Tage, wenn nicht ein Schneesturm aufkommt, der einen zwingt, ein Iglo zu bauen, bis das Wüten der Elemente aufgehört hat. Das kann einen Tag dauern, aber es kann auch eine Woche dauern.

Dort oben im Norden ist es selbstverständlich, daß man hilft, wenn Not an Mann ist. Heute helfe ich, morgen wird mir geholfen. Ich zog mich an, und versprach, die Maschine in drei Stunden startbereit zu haben.

Ich hatte schon viel von Milred Keaton gehört. Sie ist eine der populärsten Personen Alaskas, der Liebling des Landes, geachtet, bewundert und verehrt sowohl von der weißen Bevölkerung wie von den Eskimos und den Indianern. In den Listen des Public Health Service wird sie als „reisende Pflegerin" geführt. In Wirk-

lichkeit aber tut sie viel mehr. Sie leistet beinahe so viel wie ein Arzt, wenn es darauf ankommt, helfend einzugreifen, eine Epidemie zu bekämpfen, bei einer schweren Geburt beizustehen oder eine Erkrankung oder Verwundung zu behandeln. Und was die rein physische Leistung betrifft, so vollbringt sie mehr als mancher Mann. Denn Sommer und Winter ist Miß Keaton unterwegs. Überlandfahrten von 150 bis 200 Meilen sind keine Seltenheit. Ich war daher begreiflicherweise begierig, diese außerordentliche Frau kennen zu lernen.

Start nach Nordwesten.

Als ich das Flugzeug startbereit hatte, kam Miß Keaton, eine große, kräftige Frauensperson mit einem freundlichen, sympathischen Gesicht, aus dem Lebensfreude und echte Hilfsbereitschaft sprach. Sie trug eine Pelzparka, Hosen und indianische Fellstiefel. In der Hand hatte sie einen Koffer mit ihrem medizinischen Werkzeug. Wir flogen los und sie setzte sich, eine Zigarre rauchend, neben mich. „Vier Augen sehen mehr als zwei," meinte sie. Wir konnten nicht viel reden, weil die Motoren einen Höllenlärm machten. Das Wetter war scheußlich. Wir mußten zwischen zwei Wolkenschichten fliegen, um nicht unten in ein Schneetreiben oder oben in den Nordsturm zu geraten. Nach zwei Stunden mußten wir in der Nähe von Shishmaref sein. Ich stellte den Motor ab und flog in Spiralen tiefer. Wir kamen in die untere Wolkenbank und ich beobachtete gespannt den Höhenmesser. Tiefer und tiefer glitt unser Flugzeug, ohne daß wir etwas sahen als den braungrauen, zähen Wolkennebel. Schließlich trat ich auf den Starter und ließ den Motor anspringen. Wir hatten Pech. Der berühmte Alaskanebel lag über der Landschaft und machte eine Landung unmöglich.

Als wir wieder zwischen den beiden Wolkenschichten waren, flogen wir zurück. Schließlich fanden wir ein Wolkenloch, stießen hinunter und fanden einen Landungsplatz. „Hoffentlich haben wir morgen mehr Glück," sagte ich.

Flugzeugreisen können auch unbequem sein.

Wir waren zwar glücklich gelandet, aber es stand noch schwere, harte Arbeit bevor. Das Öl mußte aus den Tanks geleert, und über Nacht in die warme Kabine gebracht werden. Das Flugzeug mußte verankert und mit einer Schneehülle umgeben werden. Diese Schneehülle ist aus Persenning und muß über Schwingen und Motor geschnallt werden. All das bei einer Temperatur von 70 Grad Farenheit unter Null.

Ich bin ein Mann und habe solche Dinge schon oft mitgemacht. Es ist schließlich mein Job, und ich werde dafür bezahlt, und zwar ganz anständig. Aber Miß Keaton ist eine Frau. Trotzdem war sie geschickter und tüchtiger als mancher Kamerad, den ich auf meinen Flügen im Norden mitgehabt hatte.

Als wir schließlich die Vorbereitungen für die Nacht hinter uns hatten, kochte sie in der Kabine auf dem Spirituskocher Tee und ein Nachtmahl mit einer Geschicklichkeit, die ein beredtes Zeugnis dafür ablegte, welche Routine sie im Kampieren hatte. Dann krochen wir in unsere Schlafsäcke auf dem Boden der Kabine, um neue Kräfte für die anstrengende Morgenarbeit zu sammeln.

Nach einem Frühstück, gleichfalls von Miß Keaton bereitet, mußten wir daran gehen, den Motor anzuwärmen. Das ist keine so einfache Sache. Zuerst errichtet man eine Art Zelt über dem Motor. Dann erhitzt man den Motor mit einer Benzinflamme, während der andere mit dem Feuerlöschapparat danebensteht und aufpaßt, daß nichts Feuer fängt. Dann kommt der kritische Augenblick. Das Zelt, das die Wärme hält, muß weggerissen und der Motor angeworfen werden. Springt er an, ist alles gut, springt er nicht an, muß die ganze schwierige Prozedur des Zeltaufrichtens und Wärmens von neuem begonnen werden. Wir hatten Glück. Der Motor sprang beim erstenmal an.

Aber jetzt kam der zweite Teil, der zumindest für Miß Keaton der schwierigere war. Nachdem wir alles im Flugzeug verstaut und die Verankerung gelöst hatten, drückte ich ihr eine Axt in die Hand. „Sie müssen jetzt die Kufen vom Eis loshauen. Wenn die Kufen aber los sind, beginnt das Flugzeug zu gleiten und Sie müssen während der Fahrt aufspringen, denn wenn ich meine Kiste zum Stehen bringe, frieren die Kufen wieder an," instruierte ich sie.

Während der Motor immer regelmäßiger schnurrte, hörte ich, wie Miß Keaton mit der Axt das Eis loshackte. Ich gab etwas mehr Gas und schließlich knirschten die Kufen und mein Flugzeug begann vorwärts zu gleiten. Ich sah, wie Miß Keaton, die Axt in der einen Hand, neben dem Aeroplan hinlief, die Rechte nach dem Handgriff ausgestreckt. Es ist nicht leicht, in einer

schweren Pelzparka mit indianischen Stiefeln über Eis zu laufen. Aber irgendwie schaffte sie's, schwang sich auf das Trittbrett und zog sich in die Kabine. Sie war ziemlich erschöpft und sank atemlos auf den Boden der Kabine.

Dyphteritis im Polarkreis.

Eine Stunde später landeten wir eine halbe Meile östlich der Eskimosiedlung. Nachdem wir das Flugzeug versorgt hatten, wurden wir in Schlittengespannen von den Eskimos in die Siedlung gebracht.

„Sie können mir helfen," sagte Miß Keaton.

Sie brauchte nicht lange, um die Diagnose zu stellen. „Dyphteritis," sagte sie und griff unter ihre Parka, wo sie die Sera in Phiolen nahe dem Körper trug, damit sie warm blieben.

Es war erstaunlich, mit welchem unbedingten Vertrauen die Eskimos sich ihrer Behandlung unterwarfen und ihre Vorschriften befolgten. Sie ging zuerst einmal daran, jedermann in der Siedlung mit dem Serum zu behandeln. Einige Fälle waren hoffnungslos. Dann, in einer kleineren Hütte, lag eine junge Frau, blaurot im Gesicht, nahe daran, zu ersticken. Ihr Rachen war eine einzige eitrige Geschwulst. Miß Keaton blickte sie an, überlegte einen Augenblick und sagte dann: „Wenn ich nichts tue, stirbt sie bestimmt. Ich werde einen Kehlkopfschnitt versuchen."

Kochendes Wasser wurde herbeigeschafft und die Vorbereitungen getroffen. Und dann, kühl und mit sicheren Bewegungen, führte diese sonderbare Frau die schwierige Operation aus. Ich muß gestehen, daß ich ihr nicht viel helfen konnte. Ich war viel zu aufgeregt und nervös.

Am nächsten Tag gab mir Miß Keaton eine Liste von Medikamenten, Verbandsstoffen und Sachen, die sie brauchte. Ich mußte nach Nome fliegen, um sie zu holen. Miß Keaton blieb in Shishmaref.

Die Mutter der 1000 Kinder.

Das war meine erste Begegnung mit Miß Keaton. Ich hörte dann immer mehr Geschichten von dieser wunderbaren Frau, die seit vielen Jahren im höchsten Norden, wo sich die Polarfüchse gute Nacht sagen, ihre aufreibende und segensreiche Tätigkeit entfaltet. Sie wird von den Thlinghit-Indianern „Na-goo-ch-kla" genannt, was „Mutter der tausend Kinder" heißt. Nicht daß sie selbst Kinder hätte, aber als Geburtshelferin von Eskimo- und Indianerbabies, die ohne ihre Hilfe nicht am Leben geblieben wären, oder niemals das Licht der Welt erblickt hätten, wird sie von den Eingeborenen als deren Mutter verehrt.

Einer der Alaskapioniere, ein Veteran aus dem Jahre 1898, sagte mir einmal: „Miß Keaton ist der einzige Mensch, der nicht weiß, was Furcht ist."

Die Würfel sind gefallen.

Miß Keaton stammt aus den Südstaaten. Sie ist das jüngste von elf Kindern, von denen zehn Buben waren. Nur ein Mädel, das unter Buben aufgewachsen ist und selbst ein Bubendasein geführt hatte, kann so mutig und unerschrocken sein. Miß Keaton wollte Ärztin werden. Aber auf der Universität wurde sie von ihren männlichen Kollegen so verspottet, daß sie gezwungen war, das Studium aufzugeben. Sie ließ sich, um dem medizinischen Beruf doch irgendwie anzugehören, zur Pflegerin ausbilden. Sie und eine Kollegin lasen eines Tages, als sie ausgebildete Pflegerinnen waren, daß zwei Stellen im Staatsdienst ausgeschrieben seien, eine in Hawai, eine in Alaska. Sie beschlossen, sich darum zu bewerben. Da sie sich nicht einigen konnten, wer nach Hawai und wer nach Alaska gehen sollte, würfelten sie darum. So kam es, daß Miß Keaton im rauhen Norden arbeitet.

Um die rund 30 000 Eingeborenen zu betreuen, unterhält das Office of Indien affaire eine Handvoll Ärzte und Pflegerinnen. Eine davon, die berühmteste und tüchtigste, ist Miß Keaton. Eine Zeitlang war sie in Point Barrow stationiert, dem nördlichsten bewohnten Punkt Amerikas. Es gibt dort nur zwei Jahreszeiten: Winter und — den 4. Juli, den amerikanischen Nationalfeiertag.

Karies in der Arktis.

Im Sommer kann man mit Hilfe der Coast Guard-Schiffe die Eskimosiedlungen an der Küste leichter erreichen. Aber im Winter ist das einzige Beförderungsmittel der Hundeschlitten. Miß Keaton hat eine eigene Zucht von Schlittenhunden, mit denen sie über Land reist. Halbwilde, ausdauernde Tiere, die niemandem gehorchen außer ihr. Mit ihnen eilt sie, wenn gerade kein Flugzeug zur Verfügung steht, oder wenn für ein Flugzeug kein Landungsplatz in der Nähe ist, dort hin, wo sie gebraucht wird. Entfernungen spielen keine Rolle. Eine Reise dauert manchmal eine Woche oder länger. Sie muß unterwegs im Freien schlafen, oder sich ein Iglo bauen. Obwohl sie keine Ärztin ist, hat sie schon oft operieren

müssen, und die Operationen sind meistens gelungen und die Patienten genesen.

Seit die Eskimos, einstmals berühmt für ihre guten Zähne, die Nahrung der Weißen aufgenommen haben, wütet unter ihnen die Zahnkaries, und Miß Keaton trägt stets das Besteck für Extraktionen mit sich.

Infolge ihrer großen Beliebtheit bei den Eingeborenen beschränkt sich ihr Wirken nicht nur auf rein medizinische Fragen. Die Eskimos und Indianer befragen sie in so ziemlich allen Dingen des Lebens, bei Streitigkeiten, häuslichen Problemen, ja sogar Liebes- und Ehefragen werden ihr zur Entscheidung und Beurteilung vorgelegt. Daher weiß Miß Keaton über Indianer und Eskimos wahrscheinlich mehr als irgend ein anderer Mensch in Alaska.

Es ist ein reiches Leben, das sie führt, ein Leben, auf das sie stolz sein kann. Und es wird kaum in den Vereinigten Staaten einen Menschen geben, der mehr echte und wahre Freunde hat, als dieser Engel im Pelz.

Der Winter.

Von Paul Ilg.

Früh war er heuer gekommen — der Winter. Und das hatte sich so zugetragen: an einem Novemberabend, sowie die Sonne nicht mehr im Wege stand, kam er mit heulenden Winden dahergestoben, zog einen dichten Vorhang zwischen das Firmament und die Erde und schüttete darauf eine ganze Wolke großflockigen Flaums über sie aus.

„Sie gestatten, meine Damen!" sagte er ein bißchen zudringlich und tat, wie wenn er bestellt wäre. „Ich komme geradenwegs vom Nordpol. Und dies hier ist das Neueste, wenn ich bitten darf." Im Nu hatte er der Staunenden einen leichten, lockeren Mantel umgeworfen. „Achten Sie auf die Farbe. Es ist das Reinste vom Reinen. Die atmosphärischen Verhältnisse waren heuer ganz besonders gut, und das Gewebe ist von einem Duft, Euer Gnaden —."

„Ja ... aber ... Warum kommen Sie denn schon so früh?" hauchte die überraschte Schöne verwirrt, so daß der kalte Patron schier geschmolzen wäre vor Entzücken. „Es sind ja noch volle vier Wochen bis zum kürzesten Tag!"

Der Winter zuckte die Achseln wie einer, der sich auf höheren Ratschluß beruft, und meinte sodann mit verbindlichem Lächeln: „Es war übrigens höchste Zeit, meine Dame. Die Herbsttoilette — aber wahrhaftig, sie sah doch schon sehr vertragen aus. Die gelben und roten Flitter alle abgefallen, das grüne Unterkleid ganz verblaßt, und was die herbstlichen Nebelschleier betrifft — die kann Ihnen meine Firma entschieden feiner und diskreter liefern!"

„Was Sie sagen! Und glauben Sie, daß dieses Gewebe hält?" fragte die Erde, indem sie einen verschämten Blick auf den hellschimmernden weichen Mantel warf.

„Gerade so lang, als es Ihnen gefällt!" gab der schlaue Bursche zurück, denn er wußte genau, daß die Mutter Sonne kurzen Prozeß damit machen werde. Und richtig —.

Am nächsten Morgen gegen elfe — vorher konnte sie den dichten Nebel nicht durchdringen — machte die Sonne ein bedenklich schiefes Gesicht. Beinah wäre sie stehen geblieben vor Ungehaltenheit.

„Das ist ja gegen jede Weltordnung, meine Liebe! Du weißt wohl nicht, was die Glocke geschlagen hat? Was, meinst du, werden die armen Leute dazu sagen?"

„Die haben sich nach mir zu richten, und nicht umgekehrt!" erwiderte die Tochter erbost. Aber sie fühlte gleich, wie unter den stechenden mütterlichen Blicken die erste Winterbescherung schnell wieder zu Wasser wurde. Einige Tage war die Erde ganz aufgelöst, sie schwamm ordentlich in Tränen. Aber in der achten Dezembernacht kam der Winter doch wieder ungerufen hereingeschneit.

„Pst! Diesmal haben wir den Mond auf unserer Seite. Er wechselt gerade!" flüsterte er vergnügt und rieb sich die verfrorenen Hände. „Wenn das nicht, soweit Ihr Auge reicht, die beste Arbeit wird, so pfeif' ich auf das ganze Sonnensystem!"

In dieser Nacht strahlte der Himmelsdom in eitel Glanz und Licht, eine eisige Kälte sank auf unseren Stern herab und verwandelte die hohe Schneedecke bald in einen Teppich von blitzenden Diamanten. Der Rauhreif hüllte sorglich jedes Zweiglein ein, Flüsse und Teiche wurden eilig in durchsichtiges Eis verpackt, und die Haut der Erde bekam lauter Beulen und Risse.